

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt

2 (9.1.1851)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 9. Januar 1851.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro}. 2.

Die Mediceer.

(Fortsetzung.)

„Sprechen wir von Staatsgeschäften,“ begann der Herzog nach einer Pause der Erschöpfung. „Damit Florenz sich nicht etwa einbildet, ich hätte schon aufgehört zu herrschen, werde ich morgen den gefangenen Seeräuber hinrichten lassen, der zu jener Piratenbande gehört, welche tollkühner Weise die Schiffe Benedigs zu beunruhigen wagt, obwohl es bekannt ist, daß ich jetzt mit diesem Freistaate verbündet bin.“

„Die Florentiner murren gegen dieses Bündniß mit Venedig.“

„Ein Grund mehr, ihr Murren zu ersticken in dem Blute dieses verwegenen Seeräubers, der sich untersteht, die Schiffe meiner Verbündeten zu überfallen.“

In diesem Augenblicke erklang in der Nähe der schmelzende Ton eines Saitenspielles und dazu der Gesang einer lauten Frauenstimme. Doch der böse Geist des Herzogs wurde dadurch nicht, wie die Schwermuth Saul's durch David's Harfe, gebannt. Er fragte:

„Woher diese Klänge? Wer wagt es, meinem Gebote zuwider die Stille meines Palastes zu stören?“

„Eure Hoheit, es ist —“

„Du zauderst, Lorenzino?“ fuhr der Herzog auf, und indem er die rollenden Augen um sich warf, fiel sein Blick auf das vergoldete Gitter vor dem Fenster des Gemaches, in welchem er die Wittve und den Sohn Giovanni's seit fünf Jahren gefangen hielt. „Ha, dort ist ihr und ihres Sohnes Kerker! Warum hast Du mich hierher, gerade hierher, geführt?“

„Ein Zufall,“ entschuldigte sich Lorenzino. „Ich dachte nicht daran, weil mich nur die Sorge um Eure Person beschäftigte.“

„Sie soll nicht weiter singen,“ befahl der Herzog mit herrlicher Geberde. „Der Capitano, dessen Obhut ich die Gefangenen anvertraut habe, soll ihr die Laute entreißen, soll das Saitenspiel zu ihren Füßen zerschmettern, soll ihr verbieten, zu singen — bei meinem Zorne!“

„Eure Hoheit hatte es ihr erlaubt auf Fürbitte des Capitano,“ bemerkte Lorenzino.

„Gleichviel! Es soll nicht mehr seyn. Bringe meinen Befehl dem Capitano und sage ihm, daß er, nachdem er gethan hat, wie ich ihm geboten, herunter in den Garten komme. Ich will ihn sprechen.“

„Ich soll Eure Hoheit allein lassen?“ sprach Lorenzino im Tone der Besorgniß.

„Meinst Du, ich könne unterdessen sterben?“ antwortete der Herzog finster. „So gefährlich steht es noch nicht um mich. Zum Ueberflus harren die beiden Edelknaben dort meines Winkes. Geh!“

Lorenzino begab sich in den Flügel des Palastes, worin die Wittve und der Sohn Giovanni's von Medici ihren Kerker hatten. Der Herzog starrte ihm mit dunklen Blicken nach, indem er bei sich dachte:

„Er müßte nicht der Erbe meiner Krone seyn, wenn er nicht die Stunde meines Todes herbei wünschen sollte. Und mein Ende ist vielleicht näher, als ich glaube! Ich sterbe, ohne die Früchte meiner Saaten zu ernten — sterbe, beladen mit dem Fluche meines Vaterlandes, weil ich ein Vasall Karl's V. geworden, um mit Hilfe des kaiserlichen Kriegsvolkes Florenz zu

erobern und den Freistaat in ein Herzogthum zu verwandeln. Fünf Jahre lang hab' ich gekämpft, meine Herrschaft zu befestigen, zitternd vor den Dolchen der Strozzi, Salviati und Rudolfi; endlich sind diese Republikaner verbannt, geächtet, Florenz hat den stolzen Nacken gebeugt und wagt keinen Widerstand mehr, seitdem der Kaiser mich zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Heere in Italien ernannt hat; dies feste Schloß, welches ich erbauen ließ, macht meine Residenz unbezwinglich; eine Leibwache von tausend Schweizern sichert meine Person! Endlich durfte ich hoffen, in Frieden zu herrschen; hoffen, die Früchte so vieler Sorgen und Mühen in Ruhe zu genießen: da überfällt mich diese Krankheit, die das Mark in meinen Gebeinen, das Blut in meinem Herzen auslaugt, und anstatt einer lachenden Zukunft voll Glück ist es das Grab, das ich vor mir sehe!“

Er stützte den Ellbogen auf das Knie und ließ die Stirn in die hohle Hand sinken. So saß er einige Augenblicke still. Alsdann, wie von dem Strahle eines plötzlichen Gedankens durchleuchtet, hob er rasch das Haupt empor und wendete es nach der Seite hin, wo die beiden Edelknaben standen, seines Winkes gewärtig. Den Arm ausstreckend, gab er ihnen das Zeichen, sich zu nähern. Im Nu waren die beiden Pagen zur Stelle.

Der Herzog wollte eine Frage thun, besann sich jedoch, und mit dem hageren spizen Finger auf den einen, sodann auf den andern Edelknaben deutend, sprach er:

„Erst Du, Giulio; danach Du, Francesco.“

Francesco zog sich zurück, und Giulio blieb allein bei dem gefährdeten Gebieter.

3.

„Tritt näher, Giulio,“ begann der Herzog, „noch näher und denke, der Henker stehe hinter mir, um jedes Deiner Worte auf die Wage der Wahrheit zu legen. Also keine Lüge, Giulio; denn Du wärdest sie mit Deinem Leben bezahlen, und es wäre doch Schade, wenn Du so jung stürbest.“

„Durchlauchtigster Herr,“ rief der Page mit zitternder Stimme, indem er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Welche Angst er hat für sein Leben,“ murmelte der Herzog mit einem grausamen Lächeln, und laut fortfahrend fragte er: „Du hast Dein Leben lieb, Giulio?“

„Ja, Eure Hoheit!“

„Um so lieber wirst Du mir die Wahrheit sagen. Sprich, was meinen die Florentiner zu meiner Krankheit?“

„Durchlauchtigster Herr!“ rief der Page wieder in derselben Bestürzung.

„Du erschrickst Giulio? Es ist also nichts Gutes, was die Florentiner von mir sagen. Immerhin, was es auch seyn möge, berichte es mir getreu.“

„Aber —“

„Ohne Furcht, Giulio! Ich gebe Dir mein Wort, daß Dir deshalb kein Haar gekrümmt wird. Ich betrachte Dich nur als das Echo der Gerüchte, die in Florenz umlaufen. Also sprich. Was sagen die bösen Zungen der Stadt von meiner Krankheit?“

„Sie sagen, durchlauchtiger Herr, diese Krankheit, mit der Euch Gott heimgesucht, sei —“

„Weiter, mein Echo.“

„Sei eine Strafe des Himmels für —“

„Für meine Sünden? Nicht?“

„Er Rathen, Eure Hoheit.“

„O ich kenne meine Florentiner,“ sprach der Herzog weiter, indem seine Hand sich ballte. „Und da will Lorenzino in den Kirchen für mich beten lassen! Ohne Zweifel, damit die Florentiner Gottes Fluch auf mich herabfließen, und ich um so eher den Thron räume. — Ist das Alles, was sie sagen?“

Der Edelknabe zauderte mit der Antwort.

„Giulio!“ warnte der Herzog mit dem Finger. „Verschweige mir nichts. Es sollte mir leid thun, wenn Deine Zunge gelöst werden müßte durch den Henker!“

Und dabei warf der grausame Herrscher einen drohenden Blick über seine Schulter, als sähe er sich nach dem Henker um, der im Geiste hinter ihm stand.

„Durchlauchtigster Herr!“ rief der Page mit gefalteten Händen. „Was ich sonst noch weiß, das weiß ich von Francesco, der es mit eigenen Ohren gehört und mir wieder erzählt hat. Ich werde Francesco senden, damit er selbst Eurer Hoheit berichtet.“

Und ohne den Befehl des Herzogs abzuwarten, eilte Giulio zu seinem Genossen zurück, um diesen an seiner Stelle antworten zu lassen.

„Was werd' ich hören?“ murmelte der Herzog. „Vielleicht die Bestätigung meines Argwohnes.“

Jetzt näherte sich Francesco, und nachdem der Herzog ihm, wie vorhin Giulio, unter Androhung des Henkers befohlen hatte, zu sagen, was er wisse, ohne etwas davon oder dazu zu thun, lautete die Frage:

„Was hast Du über meine Krankheit vernommen?“

„Ich, Eure Hoheit?“ rief Francesco, an dem nun die Reihe des Erschreckens war.

„Ja, Du, Francesco. Willst Du es leugnen gegen mich, nachdem Du Giulio Alles gesagt hast.“

„Und Giulio hat Eurer Hoheit Alles wieder gesagt?“ fragte Francesco.

„Alles,“ versicherte der Herzog lächelnd, „und ich will nur die Bestätigung aus Deinem Munde hören. Sprich also ohne Scheu.“

Der Edelknabe athmete tief auf, als sei es eine Erleichterung seiner schweren Aufgabe, daß er, wie er glaubte, wenigstens nicht der Erste sei, der dem gefürchteten Gebieter das entsetzliche Gerücht hinterbringe.

„Nun?“ drängte der Herzog mit der Miene der Ungeduld.

„Allerdurchlauchtigster Herr, es geht die Sage in Florenz, Eure Krankheit, die den Leibärzten ein unergründliches Räthsel ist und aller Heilmittel spottet, sei die Folge einer Vergiftung.“

„Ha!“ unterbrach ihn der Herzog, „Meine Ahnung!“

„Eure Hoheit,“ fügte Francesco kleinmüthig hinzu, „ich sage nur, was sie in Florenz sagen. Wer weiß, ob es wahr ist.“

„Ob es wahr ist?“ wiederholte der Herzog knirschend. „O ich bin durchdrungen von dieser Wahrheit! Und der Giftmischer, der Giftmischer?“ fragte er weiter.

„Hat Giulio Eurer Hoheit Denjenigen nicht genannt, den das Gerücht als solchen anklagt?“

Der Herzog schob einen spähenden Blick nach dem Flügel des Palastes hin, wohinein Lorenzino gegangen war, und sagte dann mit dumpfer Stimme:

„Der Giftmischer ist mein Better Lorenzino von Medici.“

„So sagt man,“ antwortete der Edelknabe. „Doch ich glaube es nicht.“

„Ungläubiger Knabe!“ lachte der Herzog wild auf, seinen Zustand vergessend. Aber ein schneidender Schmerz, der ihn in Folge der Erschütterung überfiel, brachte ihn alsbald wieder zum Bewußtseyn seines Uebels, und die geballte Hand auf die Brust gedrückt, keuchte er: „Wenn Du littest, was ich leide, Du würdest nicht an dem fressenden Gifte in Deinen Eingeweiden zweifeln. Lorenzino, wehe Dir, wenn dieser Bologner Arzt das Gift erkennt! Jetzt begreif ich, warum meine Leibärzte sich stellten — denn ohne Zweifel war es nur Verstellung von ih-

nen — als sei ihnen der wahre Grund meiner Krankheit ein Räthsel. Sie ahnten gleich mir: wer der Giftmischer sei, und sie wollten es nicht verderben mit meinem Nachfolger, da ihre treulose Kunst kein Mittel kannte, mich zu retten. So gingen sie ruhig in den Kerker, überzeugt, daß ich nicht mehr lange herrsche, und daß mein Nachfolger, der Giftmischer, sie herzoglich entschädigen werde für die kurze Haft.“

„Ich höre,“ sprach der Edelknabe, „Giulio hat Eurer Hoheit Alles gesagt. Denn Eure Reden sind genau die nämlichen, welche in Florenz geführt werden.“

„Und welches Gift, meinen die Florentiner, habe Lorenzino mir beigebracht?“

„Dasselbe Gift, welches —“

„Weiter, Francesco.“

„Dasselbe Gift, welches Eure Hoheit dem Cardinal Ippolito von Medici habe beibringen lassen.“

„Meinem Better,“ murmelte der Herzog, „den ich wie Lorenzino in Verdacht hatte, daß er nach der Krone strebe, die ich aus den Händen des Kaisers empfangen.“

„Der Cardinal war nur Euer Better?“ fragte Francesco verwundert.

„Das scheint Dich zu überraschen, Knabe. Warum?“

„Weil der Cardinal Ippolito, der vor zwei Jahren zu Triest starb, in den Augen der Florentiner nicht für Euern Better galt, sondern —“

„Sondern?“ drängte der Herzog den Zaudernden.

„Sondern für Euern Bruder.“

„Ippolito mein Bruder!“ ächzte der Herzog, und als sei der Gedanke dieses Brudermordes ein Entsetzen selbst für seine verwilderte, der Grausamkeit gewohnte Seele, so fuhr er den Edelknaben an: „Du lägst, Francesco, Du lägst!“

„Durchlauchtigster Herr!“ rief der Edelknabe zitternd. „Ich sage nur, was das Gerücht sagt, und ich hätte mich dessen nicht unterfangen, wenn nicht Eurer Hoheit strenger Befehl —“

„Still,“ unterbrach ihn der Herzog. „Da kommt Lorenzino mit dem Capitano.“ — Und sich vorbeugend, fuhr er mit leiser Stimme fort: „Geh' und sage Giulio, daß ich Euch Beide stumm machen lasse, stumm wie das Grab, wenn Einer von Euch ein Wort verräth von dem, was wir hier zusammen gesprochen haben.“

Francesco zog sich zurück, und Lorenzino näherte sich mit dem Capitano der herzoglichen Leibwache. Der Letztere trug eine Laute in der Hand, bei deren Anblick der Herzog stutzte, den Schweizer Hauptmann scharf ansah und fragte:

„Das Saitenspiel der Gefangenen?“

„Ja, Herr Herzog,“ antwortete der Hauptmann.

„Aber Capitano Bondely,“ sprach der Herzog weiter, „hat Euch denn Lorenzino nicht den Befehl überbracht, diese Laute zu den Füßen der Gefangenen zu zerschmettern?“

„Allerdings, Eure Hoheit,“ fiel Lorenzino ein.

„Glaubt Ihr, ich werde es leugnen?“ wandte sich Bondely an Lorenzino. „Was ich thue oder nicht thue, das werd' ich auch zu rechtfertigen wissen.“

„Und warum, Capitano,“ fragte der Herzog lauernd, „warum habt Ihr in diesem Falle nicht gethan, was ich Euch gebieten ließ?“

„Weil Ihr mich in Euern Dienst genommen habt, Herr Herzog, um gegen Männer zu kämpfen, nicht aber gegen schwache Frauen. Getreu dem Eide, den ich Euch geschworen habe, bin ich jeden Augenblick bereit, mein Leben für Euch in die Schanze zu schlagen; bereit, den letzten Tropfen meines Blutes für Euch zu vergießen! Jedoch Gewaltthat gegen eine Frau zu üben, das ist, wie mich bedünken will, nicht die Sache des Hauptmanns Eurer Leibwache, sondern eher die Sache des Henkers.“

„Capitano,“ fiel Lorenzino im verweisenden Tone ein, „Ihr vergesst, mit wem Ihr sprecht.“

„Nein,“ fuhr der Hauptmann unerschrocken fort, „fern

davon, die Ehrfurcht, welche ich Seiner Hoheit schuldig bin, zu vergessen, erinnere ich mich vielmehr, daß ich als treuer Diener des Herzogs die Pflicht habe, nicht zu einer Selbstenwürdigung Seiner Hoheit die Hand zu bieten."

„Capitano,“ unterbrach ihn der Herzog gereizt, „trotz nicht allzu kühn auf die Gunst, welche ich Euch bisher bewiesen habe.“

„Ich würde die Gunst Eurer Hoheit nicht verdienen, wenn ich weniger aufrichtig wäre gegen Euch, Herr Herzog, und um Euch Alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe, bitte ich Eure Hoheit um die Gnade, ausreden zu dürfen.“

„Sprecht,“ befahl der Herzog milder. „Ich muß Eurem Schweizer Freimuth schon etwas zu Gute halten, da Ihr es seid, der einst mein von den Dolchen der Strozzi bedrohtes Leben rettete.“
(Fortsetzung folgt.)

Leinlied zum neuen Jahr 1851.

Von C. H. Ehrh.

Laßt fröhlich uns das alte Jahr beschließen,
Und fröhlicher noch das neue uns begrüßen,
Denn was nutzt alles Heulen in der Welt,
Reicht Brüder euch die Hand zum schönen Bunde,
Begrüßt mit Lust des Jahres Wechselstunde:
Hoch! — alle Menschen unterm Sternenzelt!

Es ringt und strebt ein Jeglicher auf Erden,
Um glücklich und des Lebens froh zu werden;
„Erreiche Jeder seines Herzens Wunsch!“
Dies, aus der Seele, wünschen heut wir Allen,
Die links und rechts mit uns die Zeit durchwallen.
Hoch! — stoßet an, mit Glühwein oder Punsch!

Scheucht aus dem Innern Sorgen, Gram, und Grillen,
Und sucht die Brust mit Heiterkeit zu füllen,
Hebt jede Klust, die uns als Brüder trennt. —
Sei's Politik, sei's Unterschied im Glauben,
Nichts soll uns ädern und die Freude rauben,
Da diese Stunde keine Feinde kennt. —

Drum stoßet an, laßt hell die Gläser klingen,
Das was die Zeit bedingt das wird sie bringen
So wahr die Uhr das neue Jahr verheißt!
Auf Brüder dann, wer Gott und Menschheit achtet,
Wer nach dem Himmel hier auf Erden trachtet —
Hoch! dreimal hoch! — Der Zeiten mächt'ger Geist.

Auch hat man einst nach Morgenländ'schen Sitten
An diesem Tag das Christuskind beschnitten,
Den Sohn des Lichts, den einst die Zeit gebar.
So wird zu Dresden man vielleicht bescheiden
Uns insgesammt „en gros“ im Reich beschnneiden. —
Ich gratulir indes zum neuen Jahr! —

* Auszüge aus Briefen württembergischer Auswanderer.

Nro. IX.

New York, den 13. Juli 1850.

Liebe Eltern und Geschwister!

Da ich bis heute noch keine Nachricht von Euch habe, so muß ich befürchten, daß entweder Euer oder meine Briefe verloren giengen. Obgleich ich gegen meinen anfänglichen Vorsatz noch immer hier in New York sitze, so kann ich Euch doch schreiben; daß es mir in Amerika besser, als ich erwartete, geht und gefällt. In der That, ich wäre hier ganz glücklich bei der sicheren Aussicht auf eine schöne sorgenfreie Zukunft, wenn sich nicht immer noch der Gedanke an die verlorene Heimath dazwischen drängte. Heimath zwar ist uns Menschen der ganze Erdball;

auch ist es nicht die Scholle, auf der ich aufgewachsen bin, die mich besonders fesseln könnte — es ist mir die Nation, deren Sprache ich spreche und die ich so von Ferne muß schänden sehen. So wohl es mir hier geht, und so sehr ich mich über alles, was ich nicht ändern kann, hinaussetze, so ist es mir doch zuweilen zu Muthe, als wäre ich während eines Schiffbruchs vom Sturme an ein fremdes Ufer geschleudert, und wenn ich da am Ufer sitze und die Schiffe mit Hunderten von deutschen Brüdern herankommen sehe, so ist es mir als sehe ich nur Trümmer und Rettungsboote, die hier Schutz und Hilfe suchen; frage ich aber die Veretteten nach dem Stand der Dinge im fernem Osten, so geben sie mir statt neuer Hoffnung nur die Zahl der Tolle an, um wie viel tiefer seit der letzten Botenschaft das Wraf Germania gesunken ist. Und doch verzweifle ich nicht an der Auferstehung Deutschlands. — Ich war nicht lange in New-York, als ich Beschäftigung in einer Hutfabrik fand, wo ich ganz allein in einem Zimmer arbeitete. Meine Arbeit war nicht schwer und die Bezahlung gut, ich verdiente die Woche 7 Dollars (17 1/2 fl.). Das einzige Unangenehme auf diesem Platz war, daß ich keine Gelegenheit hatte, mit Amerikanern zu verkehren, da der Fabrikant ein Deutscher war. Ich hatte einige Hutfabrikanten zu machen; die in eine neue Fabrik nach Havannah geschickt wurden, und war damit in ungefähr 2 Monaten fertig. Unterdessen war ich mit den hiesigen Verhältnissen mehr bekannt geworden und hielt es für besser, noch eine Zeitlang hier zu bleiben, als aufs Gerathewohl ins Land zu gehen. Ich hätte an verschiedenen Plätzen Arbeit haben können, jedoch bei Deutschen — es gibt aber viele Deutsche hier, welche stets neu angekommene Arbeiter (sogenannte Grüne) beschäftigen und schlecht, auch hin und wieder gar nicht bezahlen; auch ist es ein Nachtheil bei Deutschen zu arbeiten, weil man dadurch den Amerikanern fremd bleibt, während gerade der Hauptvortheil darin besteht, sich so schnell wie möglich mit den Sitten und der Sprache der Amerikaner bekannt zu machen. Ich zog es daher vor, 3 Wochen nicht zu arbeiten und Besseres abzuwarten. Wenn Jemand hier bekannt ist, fehlt es ihm nie an Arbeit, er kann jeden Tag Arbeit finden, wenn er jede Arbeit annehmen will, während ein ganz Fremder oft mit aller Mühe keine Arbeit findet, ja sich sogar zuweilen der Gefahr aussetzt, geprügelt zu werden, wenn er durch irgend ein Geschäft, das er anfängt, mit Andern in Concurrenz kommt. — Endlich gelang es mir durch das wenige Englisch, das ich sprach, in der ersten Maschinenfabrik Beschäftigung zu finden. In dieser Fabrik werden die größten See-Dampfschiffe gebaut, die je der Ocean getragen. Die letztgebauten Schiffe übertreffen alle englischen an Schnelligkeit und haben die Reise von hier nach England bereits in 9 — in neun! — Tagen zurückgelegt. Ich will, um Euch einen Begriff von der Großartigkeit dieser Schiffe zu geben, nur anführen, daß die Steinkohlen von der Kohlenkammer zum Kessel im Schiffe selbst per Eisenbahn transportirt werden, und daß diese Schiffe mehr als 250 Fuß lang und mehr als 40 Fuß breit sind. Die Dampfmaschinen haben natürlich eine ungeheure Wucht — das große Cylindergebläse in der Erzgießerei zu Wasseralfingen ist fast nur ein Spielwerk gegen eine solche Maschine. Die Schiffe sind verhältnismäßig groß und stark gebaut und haben außer der Maschine noch 3 Masten, um auch den Wind noch benutzen zu können. Gegenwärtig kommt wenigstens alle Wochen ein Dampfschiff von Europa an und wir haben alle 8 Tage neue Nachrichten. Ueberhaupt scheint Europa immer näher zu rücken und sicher wird mit der Zeit die Reise von hier nach England regelmäßig in 8 Tagen, wenn nicht noch schneller zurückgelegt werden.
(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Gentleman!

Als Dr. Franklin, unsterblichen Andenkens, seine erste Reise nach England machte, hielt er sich längere Zeit in den Fabrik-

districten im Norden auf. Sein Diener, ein Negerfclave, den er mit von Amerika gebracht hatte, ein treuer Mensch, aber ein ErzNigger, schien der gewaltigen Betriebsamkeit in Birmingham, Manchester und Lancashire eben so große Aufmerksamkeit zu widmen wie sein Herr. Aber der Gesichtspunkt, von welchem er seine Beobachtungen anstellte, war etwas eigenhümlicher Art, wie die folgende Anekdote zeigt, die Franklin selbst mit großem Ergözen wiedererzählte. Massa, redete Sambo einst den Doctor an, England sonderbar Land, Massa all arbeiten, Männer arbeiten, Weiber arbeiten, klein Kind arbeiten. Feuer arbeit, Wasser arbeit, Luft arbeit, Pferd arbeit, Kuh arbeit, Bull arbeit, Esel arbeit, all arbeit. Nur Schwein arbeit nich, Schwein ist, Schwein trinkt, Schwein schläft wo will, Schwein lustig singt: Yankee doodle, Schwein brummig schilt Arbeitsleute, Schwein thut nichts, Schwein geht auf und nieder und spaziert den ganzen Tag herum wie ein wahrer Gentleman, blos hat kein Hemd an, kein Hut auf, keine Perücke auf Kopf, geht barfuß und weiß nicht, wie viel Uhr es ist, sonst ganz und gar Gentleman. O die glücklich Schwein! Sambo möchte wohl Schwein seyn in England, wenn nicht . . . Wenn nicht was? unterbrach ihn der Doctor. Wenn nicht Wurstmachen und geräucherte Schinken, Massa.

Aus Baddelmeyer's Tagebuch.

+ Die zu Hülfe jerusenen Raupen in Kassel haben sich nach vollbrachten Raupenfraß wieder in Bundesruppen verpuppt, un nu wird ruhig fortgefressen! Graf Leiningen, Reichslicher Kommissarius in Olmütz, hat sich gleichfalls innen Bundeskommissarius verpuppt. Der Schwindel is beim Alten jeblieben. Es is man jut, daß Preußen daderbei durchaus nich kompromittirt is!

+ Graf Leiningen schreibt in Kassel die Leitartikel, un General Penker is der Neue Preussische Zuschauer.

+ Baiern verlangt „Volksvertretung beim Bundestage;“ des herzt: einen Hofnarren vor die Fürsten, enen Pruzelungen vor die Minister, enen Stiebelknecht vor die Kammerherren, enen Dantzäran vor die Kamarilla; Pforten, Pforten, oller sauter Junge, blamir Dir nich!

+ Graf Leiningen nimmt den Bürgern in Kassel die Waffen ab. Ach, mit de Waffen duhn sie Dir nich. Das Gewissen mußte ihnen abpfänden, oller Oberrecutor, denn kommste eher zum Ziel.

+ An demselben Tage un in derselben Stunde, wo die Conferenzen in Dresden ihren florreichen Anfang jennommen haben, wurde 100 Jahre früher, Friedrich August, Kurfürst von Sachsen un König von Polen jeboren. Polen is verloren, aber die Conferenzen leben noch, un sie leben sojar janz hon, denn sie haben beim König von Sachsen zu Mittag jespiesen, wo es sie sehr jut jeschmeckt hat.

Miscellen.

× Erst wenn der Haß und Neid das Herz vergiftet, speit der Mund den Geifer der Verleumdung aus.

× Börne sagt: Frankreich ist das Zifferblatt Europens; hier sieht man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muß man die Uhr erst schlagen hören, um die Stunde zu erfahren — man verhört sich aber leichter, als man sich versteht.

× Die Aussteuer, welche für die russische Prinzessin, Braut des Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz, bestimmt ist, beträgt außer allen, was an Diamanten, Garderobe &c. nöthig, baare neun Millionen Silberrubel (über 20 Millionen Gulden).

× Die indianischen Vogelnester, welche einen wichtigen Handelsartikel, besonders nach China, bilden, werden in besonderer Güte auf der zu Java gehörenden Insel Madura gewonnen. Die Eingeborenen, welche zum Suchen der Nester gedun-

gen werden, kriechen mit Hülfe von Bambusleitern in die tiefen Schlünde, nachdem sie vorher entkleidet sind, um nichts entwenden zu können. Ein Priester spricht den Segen über sie, ehe sie an ihr gefährliches Werk gehen; nach ihrer Zurückkunft folgt dann ein Dankgebet. Die Nester werden von einer kleinen Schwalbenart (*Hirundo esculenta*) mit graublauem Gefieder gebaut, sind von weißlicher Farbe und haben eine etwas längliche Form. Gefocht lösen sie sich in schleimige Fäden auseinander und werden bekanntlich zu Pasteten und dergleichen gebraucht. Die Schwalben bauen ihre Nester in großer Menge gemeinschaftlich in den tiefsten Spalten der Felsen, am häufigsten in der Nähe des Meeres.

Maritäten Kästlein.

○ Die neueste Nummer des von Börnstein redigirten „Anzeigers des Westens“ in St. Louis erzählt folgende Beispiele von dem unter den Yankee's herrschenden Jenny-Lind-Fieber: In Providence hat sich eine sonst ungemein stolze Lady der bescheidenen Nachtigall als Kammermädchen angeboten, um nur immer in ihrer Nähe zu seyn. In Newyork hat sich eine Volontärcompagnie organisirt, die sich Jenny-Lind-Guards nennt und herzlich schlechte Musik macht. Ein Oberst Ross zahlte 650 Dollars für die erste Eintrittskarte in ein Concert der Lind und besuchte dasselbe gar nicht einmal. Ein Gentleman befand sich in Boston mit Jenny Lind in einem Zimmer und bemerkte, wie eine Fliege sich auf ihre Wange niederließ. Jenny jagte sie mit einer Handbewegung weg. Des Gentlemans Augen folgten der Fliege, bis er sie auf einer Fensterseibe still sitzen sah; hier fing er sie, steckte sie in seine leere Dose und drückte letztere inbrünstig unter Küffen an seine Brust.

○ Vorsorge. Ein Reisender erzählt: Ich kehrte einmal in einer Provinzialstadt am Rheine in ein Wirthshaus ein. Als ich gegen Abend in den Gasthof zurück kam, ging ich, um die Fangeweile zu verschrecken, in die Gaststube. Hier war noch Niemand als der Wirth; ich fand aber zu meiner Verwunderung mehrere Tische zum Spiel angeordnet; auf einigen lagen Spielkarten, auf andern standen Becher mit Würfeln. Auf jedem Stuhle aber an diesen Tischen lag ein dicker Knäppel. Ich fragte den Wirth, was es mit diesen für eine Bewandniß habe. „Mein Herr,“ versetzte er, „meine Gäste spielen gewöhnlich hier des Abends; es geht aber selten ohne Prügel ab; da haben sie mir die Beine aus den Stühlen gerissen; nun lege ich gleich jedem einen Stock hin, um meine Stühle ganz zu behalten.“

○ Jedes Ding hat seine zwei Seiten. Davan hatte der Bürgermeister im polnischen Städtchen nicht gedacht, als er mit andern Gästen bei Herrn Stanislaus zu Tische gebeten war und sein Glas zu einem Toast und Räthsel hob. Meine Herren, hub er an, fällen Sie Ihr Glas, eine Charade und Gesundheit! Mit der ersten gebietet man Schweigen, die zweite ist ein angenehmes Getränk und die dritte ein unangenehmes Thier. Es lebe das Ganze! — Et — Anis — Laus! stötte die Nachbarin. „Sch — Wein — Hund!“ plazte der etwas harthörige Oberförster heraus.

Charade.

Die Erste ist Dir stets willkommen,
An jedem Dinge fällt's Dir auf;
Die Zweite, neulich erst vergommen,
Besüßelt allzu schnell den Lauf.
Das Ganze mög' Dir froh verfließen,
Dir früh'res Ungemach versüßen!

Auflösung des Logogryphs in No. I:
Duell. Duell.